

ihm als einem „zeitlos reinen Dichter“. So steht er auch vor unserer Gegenwart: ein Sänger, der nichts anderes sein wollte als eine klangvolle Stimme im weltfestlichen Konzert dieser Erde. Ein Künstler, der zerbrach, als die Kanonen des Krieges mit schrillen Dissonanzen seine leisen Lieder und Geschichten überdröhnten. Doch damals wie heute rauschen die Wogen der sieben Meere, die der Dichter durchfuhr, in seinen Gesängen und Erzählungen. Sie rauschen auch durch sein schönstes und eigenartigstes Lied, das Lied seines Lebens.

Hermann Gerstner

Im Langen-Müller Verlag erscheint demnächst, herausgegeben von Hermann Gerstner, zum 90. Geburtstag von Max Dauthendey ein umfassendes Lebensbild des Dichters unter dem Titel „Sieben Meere nahmen mich auf.“ Mit vielen unveröffentlichten Dokumenten, die von der Würzburger Malerin Gertrud Rostosky, unserem Bundesfreund Adalbert Jakob, der Max Dauthendey-Gesellschaft und anderen zur Verfügung gestellt wurden, bringt das Werk, gleichsam von Max Dauthendey selbst erzählt, einen großen Lebensbericht des Dichters von den Würzburger Jugendjahren an über die „sieben Ozeane“ hin bis zu seinem tragischen Vergehen auf der fernen Südseeinsel Java.

„Er könnte noch unter uns sein . . .“

Vor neunzig Jahren kam Max Dauthendey, Würzburgs Dichter, im Hause Büttnerstraße 2 zur Welt. Er könnte also noch unter uns sein (wie etwa Emil Strauß, der um ein Jahr ältere). Dauthendey als Greis, geehrt, gefeiert, mit Orden dekoriert — eine geschmacklose Vorstellung. Warum eigentlich? Gewiß, seine Dichtung hat Jugend, seine Erscheinung, vornehm, großzügig, frei, war Jugend. Doch dies allein ist es nicht; vielleicht wären ihm, seiner Person, Wandlungen beschieden gewesen, ohne daß in dem Lebenden die innere Flamme hätte erlöschen müssen. — Nein, wir wissen, und wissen es mit jedem Tag besser, daß die Welt die ihn trug, die Welt die seine grenzenlose Existenz ertrug, in dem gleichen Kriegsjahr 1918 untergegangen ist, in dem er krank am Leib und krank vor Sehnsucht nach Frau und Heimat in Java starb. Das Schicksal, so grausam es war, hatte recht.

Sein Werk freilich hätte nicht mit seinem Tod „historisch“ werden brauchen in den Augen seiner Nation. Zwar — das sei dankbar vermerkt — „erinnern“ Rundfunk, Zeitschriften, Zeitungen an seine Poesie, wenn, wie kürzlich, ein Jubiläum dies zu fordern scheint. Wer aber, auch in Franken, seinem Herz-Land, ist sich bewußt, wie ungeheuer lebendig, wie modern viele seiner Dichtungen geblieben sind (trotz, oder sogar wegen ihrer Unvollkommenheiten). Kein Schriftsteller hat die fränkische Landschaft so groß, so unprovinziell, so kosmisch und menschen-ebenbildlich zugleich gesehen wie er.

Hören wir seine eigene Stimme:

O B E N A M B E R G

(Aus „Weltspuk“ — 1910)

*Kein Baum glänzte im Abend mehr, alle Blätter löschten aus,
Ein paar Stimmen im Feld gingen nebenher, sprachen vom Wetter
und zogen nach Haus.*

*Oben am Berg, auf einem offenen Acker, frisch gepflügt,
Stand ein Leiterwagen und war schwarz an den gelben Himmel gefügt.
Drinne im Wagen, rot wie ein Rostklumpen, die Sonne als Fracht.
Ein Bauer hat mit der Peitsche laut geschlagen, die Deichsel hat
gekracht,*

Zwei Gäule haben angezogen und jubren die Sonne in die Nacht.

Ein Gedicht, handfest, greifbar, klar, jeder Satz ein Bild. Keine Spur von sentimentaler Heimat-Verklärung. Die Welt, das Ganze wird beschworen. Und trotzdem können diese Zeilen nirgends anders entstanden sein, als dort wo sie entstanden sind: auf fränkischer Erde. Genau so wie die Verse über den Monat, den wir jetzt wieder durchleben (nehmen wir sie mit!):

A U G U S T

(Aus „Der brennende Kalender“ — 1904)

*Die Grillen behexen die Sommernacht,
Grillen haben mit irrem Laut
Wirre Zauberformeln erdacht.
Sie sägen die Wurzeln der Dinge an,
Kein Wunsch, kein Gedanke still stehen kann.
Geigen die Grillen auf deinem Dach,
Halten sie geigend die Sehnsucht wach.
Wo Sehnsucht hinfällt, kein Schwur mehr hält,
Zum unendlichen Irrgarten wird dir die Welt.“*

Heiner Reitberger